

Magdalena Ganter | Neo Noir

Teaser (Info kurz)

Mal freigeistige Comedienne, mal exaltierte Diva, manchmal auch beides zusammen. *Chanson noir*-Schöpferin **Magdalena Ganter** schlüpft auf ihrem ersten unter eigenem Namen veröffentlichten Album in viele Rollen, bleibt dabei aber immer: ganz sie selbst. Inspiriert von den kammerorchestralen Klängen der Zwanzigerjahre gelingt der Künstlerin auf „Neo Noir“ der unbekümmerte, doch nie unbedarfte Flirt mit den Brüchen: Varieté verquickt sie mit Jazz, schüttet aus dem Ärmel eine Prise Indie dazu und würzt das Ganze mit atmosphärisch-perkussiven Klängen zu einer ebenso wilden wie bekömmlichen Mixtur, über die sie mit zwischen eindringlichem Flüstern und federleichter Koloratur changierender Stimme ihre wortwitzdurchwebten Texte schüttet. Dabei steht das Lied selbst im Mittelpunkt: Dreizehn Vier-Minuten-Miniaturen kreisen um Ganters Lebensthemen Freiheit, Aufbruch und Emanzipation, Zweifel, Angst und ihre Überwindung. Fast immer mit von der Partie: Das ironische Augenzwinkern wie auf der Vorab-Single „Nackt“, deren selbstvergessen-vergnügte Ich-Erzählerin dem Gegenüber das Leben aufregend, mitunter aber auch strapaziös zu gestalten weiß.

Albumbegleittext („Waschzettel“, Info lang)

Mal freigeistige Comedienne, mal exaltierte Diva, manchmal auch beides zusammen. Ob entrückte Denkerin, sehnsüchtig Liebende oder kindliche Lebensfreudeversprüherin – *Chanson noir*-Schöpferin **Magdalena Ganter** schlüpft auf ihrem ersten unter eigenem Namen veröffentlichten Album in viele Rollen, bleibt dabei aber immer: ganz sie selbst. All die Facetten zwischen Stille und Spektakel gehören schließlich zu ihrer vielschichtigen Persönlichkeit, die sie – gemeinsam mit ihrem musikalischen Partner **Simon Steger**, der ihr schon im Electro-Chanson-Trio Mockemalör zur Seite stand – auf **Neo Noir** so ungefiltert wie noch nie auf ihr Publikum loslässt. War sie bei Mockemalör noch Kunstfigur, zeigt das Solo-Debüt kein Alter Ego mehr, sondern eine gereifte, bei sich selbst angekommene Künstlerin.

Ganter, deren erste Liebe dem Tanz inklusive klassischer Ballettausbildung, später dem Theater gehörte, lässt sich derweil nicht so leicht festlegen: Ob sie die ganze – auch stimmliche – Ausdrucksbandbreite der studierten Schauspielerin und Sängerin mit in ihre Lieder nimmt oder mit Liebe zum Detail in verschiedene Rollen schlüpft – immer ist sie auf der Bühne ganz in ihrem ureigenen Element, das sie, spielfreudig bis an die Grenze zur Spielwut, auf die aktuellen Studioaufnahmen zu übertragen versteht. Der Flirt mit den Brüchen, mehr noch: den Extremen gehört bei ihr einfach dazu. Varieté verquickt sie mit Jazz, schüttet aus dem Ärmel eine Prise Indie dazu und würzt das Ganze mit atmosphärischen Klängen zu einer wilden, doch hochbekömmlichen Mixtur, über die sie ihre wortwitzdurchwebten Texte scheinbar schwerelos, aber immer mit absoluter Hingabe an ihre Geschichten ausschüttet.

Wichtige Inspirationsquelle der Künstlerin mit der unbekümmert, aber nie unbedacht zwischen eindringlichem Flüstern und federleichter Koloratur changierenden Stimme ist die Epoche der Zwanzigerjahre, sei es die tabulose Sinnlichkeit und das Verschwenderische jener wilden Tage, oder schlicht deren Ausdruck und Ästhetik. Und so verquickt *Neo Noir* dann auch gekonnt den kammerorchestralen Sound der Roaring Twenties mit dem Klang von Magdalena Ganters Werdegang, ihre mehrjährigen Engagements als singende und tanzende Darstellerin an Varietés und Theaterhäusern von Prag bis Amsterdam schillernd spiegelnd. Für atmosphärische Dichte sorgen opulente Streicherflächen, die auf allerlei Perkussives zwischen Scheppern und Rascheln treffen, während der größtenteils gezupfte, teils geschlagene Kontrabass die Verruchtheit einstiger Jazzclubs heraufbeschwört.

Aufgenommen in zwei Phasen – Klavier und Gesang kurz vor dem ersten Lockdown im Februar, die Band kurz nach dem Lockdown im September – steht das Lied selbst im Fokus dieses intimen Albums, das Geschichtenerzählen, das etwas vom Blättern in einem Tagebuch hat. Während dem elektronischen Equipment von Ganter letzter Band nur mit einem Tourbus beizukommen war, sollten ihre eigenen Songs „überall dort funktionieren, wo ein Klavier steht“, wie die Künstlerin sagt. Es war ihr vor allem darum zu tun, ihre in den letzten Jahren gewachsene Sehnsucht, einfach nur Musik zu machen, zu stillen. Und nicht zuletzt um eine gewisse Unabhängigkeit. Denn auch, wenn sie in ihren Live-Shows auf Steger als Pianisten zurückgreift, ist sie selbst auf den Aufnahmen an den Tasten zu hören – die Bedingung von Produzent **Tobias Siebert** (u.a. And The Golden Choir), um die Platte mit ihr zu machen. Eine Entscheidung, die sich im Nachhinein als goldrichtig erwies.

Neo Noir kreist in dreizehn Vier-Minuten-Miniaturen um lange gewachsene Lebensthemen Ganter: Freiheit, Aufbruch und Emanzipation, aber auch Zweifel, Angst und ihre Überwindung. Sie singt vom Mut, den es zum Losmarschieren braucht, und dem Endlichankommen, ob bei sich selbst oder im gefühlten Zuhause. „Ich fühle mich“, so Ganter, „bei mir wie noch nie.“ Angekommen und angenommen. Und so geht es auf *Neo Noir* dann auch um Nähe und Verbindung bei einer gleichzeitigen Offenheit für die kleinen Alltagsfluchten, die nicht selten voller Situationskomik stecken, welche bei Ganter – die ihr komödiantisches Talent hier einmal mehr sorgsam kultiviert – wiederum derart lakonisch daherkommt, dass der Hörer nicht weiß, ob er denn nun lachen oder weinen soll. Oder beides.

Track-by-Track

Gleich der Anfang mit seinen weichen Klavierkaskaden und zarten Bläserbackings, durch die „Der Wind“ weht, setzt ein Statement, nämlich: was es bedeutet, (endlich) solo unter eigenem Namen einen Neuanfang zu wagen und zu einhundert Prozent für ein Projekt geradezustehen, sich völlig zu öffnen, sich nackt und angreifbar zu machen, denn „da, wo die Angst sitzt, ist auch der Mut zu Haus, da, wo es rauscht, tief, tief unter meiner Haut, da, wo sonst keiner hinschaut“, da erblüht die intime Singer/Songwriter-Ballade zum vollen Bandsound mit soghaftem Refrain, der sich wie der gaukelnde Herbstwind in luftige Höhen schwingt.

Doch auch, wenn sie sich dann „Nackt“ gemacht hat, ist sie nie um ein Augenzwinkern in der Tradition vom *variété noir* der Zwanzigerjahre verlegen, schwankt in diesem Sechsstück – Mockemalörs „Nie mehr Baden“ nicht unähnlich – zwischen Comedienne und Diva, so vergnügt wie anstrengend, mit der sicherlich so manch einer gern unter die besungene Dusche gehen würde. Melancholischer mutet die folgende, wohlig raschelnde Celloklavierkontrabassballade an, die den Himmel über Berlin besingt, wo so manch ein „Punkerengel“ zu Hause ist.

Noch melancholischer, wenn überhaupt möglich, ist die als sanfter Waltz daherkommende innige Suche nach der Weltaussperrung, einem „Schutzraum“ für die noch fragile Liebe, bei der Ganters zunächst zerbrechliche Stimme zunehmend an Kraft gewinnt, bis sie zur Urgewalt wird, bereit, jeden noch so erbitterten Widerstand zu überwinden, während sich „Bin Nicht“ als zart gehauchte Negation präsentiert, fällt es doch so leicht, zu sagen, was man nicht und so unendlich schwer, was man ist. Schließlich ist die Festlegung auf Schwarz oder Weiß ein ganz unsinniges Konzept, wo doch das Leben vielmehr voller Graunancen, Durchlässigkeit und Bewegung ist. Ganters Koloraturen scheinen hier geradezu aus einem Traum, einem Ideal zu kommen, um dessen Wahr- und damit letzten Endes Ichwerdung wir jeden Tag erneut kämpfen müssen.

Ein rumpeliges *Honky Tonk*-Piano untermalt eine Szenerie, wo „irgendwie alles ganz schön eckig“, um nicht zu sagen: dreckig ist, aber tief im Herzen oh-so-schön. Und was anderes könnte dieser Ort auch sein, wenn nicht „Zuhause“? Doch selbst dort, wo man sich am sichersten und ehesten bei sich selbst fühlt, wo man seine besten Eigenschaften hervorkehrt, kann man sich mit tausenderlei Fähigkeiten brüsten, nur mit einer nicht: jener, die Liebe zu erzwingen. Und selbst, wenn man dieses Talent hätte: Was würde es nützen, wüsste man doch, dass *derjenige welche* nicht freiwillig

bei einem ist – und das wäre dann zweifellos noch schwerer zu ertragen. Wohl ein jeder, der ungewollt „Wieder Frei“ ist, kennt das von Ganter sensibel und trotzdem glasklar in Wort und Melodie gefasste Gefühl.

Doch muss auch dies erst einmal durchlebt werden, um einen angstfreien Aufbruch zu wagen. Die scheinen mit dem folgenden, von einer singenden Säge sanft sekundierten Liebes-, wenn nicht gar: Wiegenlied, endlich erreicht. So muss es sich anfühlen, wenn man alle Angst überwunden hat und jemanden – und das kann durchaus auch man selbst sein – „Ganz nah“ kommen lässt, für jetzt und immer.

Was jetzt noch fehlt, ist die große Varieté-Nummer mit Akkordeon und einem Tom-Waits-Groove, die sich auf „Hilde und Hermann“ mit viel *wuff-wuff-bling-bling-ring-ring* zur onomatopoetischen Liebeserklärung an das Bezirksdreieck Kreuzköllnhof, ach was: an Berlin selbst, entspinnt. Apropos groß: nämliche Melodiebögen über gebrochenen Akkorden und einem bordunartigen Nebelhorn gibt's auf, man ahnt es schon, „Im Nebel“, das in der zweiten Hälfte einen Akzent auf jeden einzelnen Takt legt, als würde man hinter. jedem. Wort. einen. Punkt. setzen, wenn nicht gar ein Ausrufezeichen.

Abgelöst wird diese trunkene Seeräubernummer von der inständigen Bitte, aus dem Nebel „Ins Licht“ geführt zu werden, und wie bei der ganzen Platte weiß man nicht genau, ob sie an ein imaginäres Du gerichtet ist oder an ein höheres Selbst. Für die jetzt dringend benötigte Portion Leichtigkeit sorgt ein „Kleines Lied“, das eine Art Zugabe zu sein scheint, um das Publikum frohgemut aus diesem *Cabaret Neo Noir* zu entlassen. Von Ferne erinnert es an Marlene Dietrich, die „Von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“ war, nur, dass die Ganter hier eher nicht auf Liebe eingestellt, sondern auf – wenngleich enorm charmanten – Krawall gebürstet ist, wenn es darum geht, die letzten Zweifel aus ihrem „Leben in Metaphern“ zu vertreiben und sich selbst freizuschwimmen, womit wir wieder beim Leib- und Magensujet dieser Platte angekommen wären, das sich nicht auf das Introspektivische beschränkt, sondern derart mitreißend, ja: ansteckend ist, dass der Zuhörer genau diese Aufbruchenergie in sich fühlt, auf die er, wenn auch unbewusst, schon lange gewartet hat.

Victoriah Szirmai
Berlin, im Herbst 2020